

Höhen und Tiefen.

Von Marie Krause - Kintel.

Weiß nicht wie's kommt, an manchen Tagen Mein' ich, ich könnt's nicht länger tragen!

Wie ich auch ringe und mich wehre, Zur Erde drückt's mit Centner's Schwere.

Bis still ich lieg in Dunkelheiten, Kann nicht mehr kämpfen, nicht mehr streiten . . .

Dann plötzlich kommen goldene Tage, Wo froh den Flug zum Licht ich wage,

Wo alles Schwere von mir gleitet, Wo meine Brust sich felig weitet, Wo mir die Welt in Nichts zerfällt Und meine Seele Schönheit trinkt.

Seine Frau.

Von Hjalmar Höglund, aus dem Schwedischen von B. Mann.

Der Schnee fällt dicht, fällt in großen, weißen Floden mit einem leisen Windhauch, den man nur dann hört, wenn man stehen bleibt und lauscht. Der Weg sieht sich wie eine weiße, gebogene Linie durch den Wald.

In dieser Gegend gibt es noch keine Eisenbahn. Deshalb müssen sie im Schlitzen fahren. Er war vom Hause fort gewesen und hatte sich eine Braut geholt, war fort gewesen und hatte Hochzeit gehalten und mehrere Tage in ihrem Elternhause verweilt, und jetzt befindet er sich mit seiner jungen, eben ange- trauten Gattin neben sich im Schlitzen auf dem Weg nach seinem ländlichen Heim.

Der Schnee hat sie aber unterwegs überrascht. Er fällt leise und dicht, fällt einschläfernd und geheimnisvoll und wendet die Gedanken nach innen, und beide sind sie nach und nach in sich selbst versunken, und sie schweigen und denken.

Er denkt an das, was war und was ist und sucht das Eine gegen das Andere aufzuwägen und zu erforschen, was das Beste ist. Er denkt daran, daß er jetzt den entscheidenden Schritt getan und sich verheiratet hat. Er hatte geglaubt, daß er mit diesem Schritt das Alte hinter sich lassen würde, um es nie wieder zu sehen, er meinte es aber, daß er sich in diesem Punkt geirrt hat, daß er ihn doch verfolgt und daß die andere noch nicht vergessen ist und daß sie ihm oft dann gerade in seine Gedanken kommt, wenn er es am wenigsten wünscht; die andere, die er einst so lieb hatte, die er aber nicht geheiratet hat.

Er ist kein unehrenhafter Mann; er ist mit der besten Absicht an den Altar getreten und hat sich gelobt, daß er seine Gattin lieben will; und deshalb ärgert er sich über sich selbst, daß er immer wieder an die andere denken muß, und daß ihr Bild ihn selbst während der Trauung nicht verließ und ihn zerstreut gemacht hat, und daß er es auch jetzt nicht lassen kann, sie mit ihr, die neben ihm sitzt, zu vergleichen. Er denkt darüber nach, ob er wohl seine Frau betrogen hat, daß er sie des schönsten Gewinnes halber ohne Liebe an sich fetzte. Ach nein, das hatte er ja doch nicht getan. Denn reich war sie nicht. Er hatte sie nur des Ansehens ihrer Familie wegen genommen. Eben hierin bestand seine Schuld. Ihres Ansehens wegen hatte er die andere geopfert, denn sie war nach den allgemeinen gesellschaftlichen Begriffen ihm nicht ebenbürtig. Und das hatte er ihr auch ehrlich gesagt, das heißt, nicht, daß sie zu gering für ihn sei, sondern, daß er sie nicht lieb genug habe, um ihr Gesicht an das seinige zu binden.

Heber alles dies denkt er nach und wundert sich, weshalb er die andere und ihre Abschiedstränen nicht vergessen kann. Und seine Frau? Er hatte es versucht, ihr Wesen zu erforschen und in ihr Inneres zu dringen, und er wußte, daß sie eine musterhafte Hausfrau, in seinem Heim eine vorzügliche Wirtin abgeben würde, auf die er stolz sein konnte. Er wußte auch, daß seine Wirtin sich unter ihrer Leitung heben würde, daß sie eine Frau ist wie ein Landwirt, die sich nicht besser wünschen kann. Alles dies weiß und begreift er, und doch fühlt er, daß zwischen ihnen etwas Fremdes und Kaltes liegt, etwas Unklares und Dunkles, das er nicht ganz versteht. Und er fürchtet, daß, wenn sie ihm nicht mehr vertrauen mitbringt, wenn sie nicht mehr aus sich heraus geht — daß sie dann beide betrogen sind.

Und der Schnee fällt dicht und einschläfernd und wendet die Gedanken nach innen, und er denkt und grübelt. Und der Weg zeichnet sich weiß gegen den dunklen Wald ab, bis er in das Thal mündet, in dem das Dorf vor ihnen liegt. Da fährt er wie aus einem Traum auf, da erinnert er sich, daß seine junge Frau neben ihm sitzt, und er schämt sich seiner Gedanken und seines langen Schweigens.

„Jetzt sind wir gleich da,“ sagt er und wendet sich mit erwachender Herzlichkeit ihr zu.

Nebraska

Staats-Anzeiger und Herald.

J. P. Windolph, Herausgeber. Grand Island, Nebr., 15. Dezember 1905 (Zweiter Teil.) Jahrgang 26 No. 16.

„Endlich!“ kommt es schwach und gedämpft aus den Lüchern hervor. Das Stille in der Stimme verleiht ihm, und er schweigt von Neuem.

Inzwischen sind sie auf den Hof angelangt, und er hält vor der Haustür, wirft die Zügel dem Knecht zu, hilft seiner Gattin aus dem Schlitzen und nimmt ihr drinnen den Pelz ab. Dann führt er sie durch die Wohnung mit dem Glücksgefühl, das man über ein eigenes Heim hat. Er führt sie von Zimmer zu Zimmer, und sie besieht alles, gründlich und ruhig, und er fühlt, daß diese Ruhe sich wie ein Band über seine eigenen Gefühle legt.

„So sieht Dein zukünftiges Heim aus, und ich heiße Dich herzlich willkommen,“ sagte er, als sie im letzten Zimmer angelangt sind. Dabei beugt er sich zu ihr nieder und küßt sie.

Aber während er dies sagt und dankt. Er denkt daran, wie die andere sich wohl in diesem Falle verhalten würde. Sicher wäre sie in fröhlicher Ausgelassenheit wie ein Wirbelwind durch die Wohnung gelassen, und sicher hätten sich, ehe er zu Worte gekommen, zwei Arme um seinen Hals geschlungen und ihre Lippen sich auf die seinen gepreßt. Ja, diese überströmende Lebenslust, wie oft hatte er sie ihr vorgeführt, und wie erfrischend wirkte sie doch wieder.

Seine junge Frau begegnet aber seinem abweisenden Blick und schaut ihn forschend und fragend an, und dabei tritt etwas Feuchtes in ihr Auge, das er nicht bemerkt.

„Judass!“ sagt sie halb laut und entwindet sich seiner Umarmung.

Ach, sie wollte das Wort eigentlich nicht aussprechen. Der Gedanke über- rumpelte sie aber förmlich, und schon im selben Augenblick hatte er sich, ohne daß sie wußte wie, Bahn gebrochen. Und jetzt ist es gesagt, und er hat es gehört, und er stutzt, und es ist ihm klar, daß sie ihn durchschaut. Und er schreitet einige Male im Zimmer auf und ab und macht plötzlich vor ihr halt.

„Nicht möchte ich unsere Ehe in Lie- etwas beginnen,“ sagt er, und es liegt etwas weiches und zärtliches in seinem Ton. „Meine Vergangenheit kennst Du, und ebenso weißt Du, wie es heute mit mir bestellt ist. Ich habe Dich nicht nur aus tatter Berechnung geheiratet, ich will meine Frau lieben, ich will es! Da gibst Du mir aber auch außer Deinem äußeren Menschen etwas, das ich lieben kann! Gib mir etwas, das mich die Vergangenheit vergessen macht! Ach, ich weiß ja, daß Du ein prächtiges Weib bist. Ich kenne Deine Tüchtigkeit, Deinen Ordnungssinn, Deinen Fleiß. Aber sage mir, wo hast Du Dein Herz, Deine Seele? Weshalb verbirgst Du vor mir? Zeige sie mir, schenke mir einen Teil von ihnen, und Du wirst nie in die Versuchung kommen, mich Judas zu nennen.“

So spricht er, und seine Stimme zittert vor innerer Bewegung, und die Lippen bitten, und die Augen bitten.

Sie wendet sich mit dem Stolz des bes- trankten Weibes von ihm.

Seine Arbeit zwingt ihn, während des Winters viel von Hause fort zu sein. Er ist draußen im Walde, an den Seen, auf dem Wasser beschäftigt. Er scheut keinen Sturm, keinen Regen, keinen Frost. Mit seinen hohen Stiefeln ist er überall, wo seine Niederheit nötig ist, im Walde, und im Früh- ling, wenn die Flöherei beginnt, auf dem Eise.

Er ist lange im Walde gewesen, hat die zum Fällen bestimmten Bäume ge- zeichnet, die Hölzer gemessen und schicht- lich jetzt an, den Heimweg anzutreten. Er benutzt den Waldweg, den langen Waldweg, der über Berg und Thal führt und sich zwischen Steinen und Bäumen, zwischen Felsblöden und Dolden und unter langen, mit Schnee und Eis bedeckten Baumstämmen durch- windet. Und soeben hat ihn ein Schneefall überrascht, nicht weich und leise, son- dern hart und peitschend, vom Sturm getragen. Der Schneesturm legt über das Land, und die Luft ist ganz weiß von wirbelndem Schnee. Er sitzt mit über die Ohren gezogener Mütze und aufgeschlagenem Pelztragen auf seinem Schlitzen und bemüht sich, das Gleich- gewicht zu halten. Der Schlitzen schwankt in dem tiefen Schnee hin und her, während das Pferd sich mühsam Schritt für Schritt durcharbeitet und hier und da stehen bleibt. Schließlich steigt er ab, legt den schweren Pelz in den Schlitzen und schreitet dem Pferde voraus, um ihm den Weg zu bahnen, und das Pferd versteht ihn und folgt

ihm ohne Weiteres. In weitem Um- kreis kennt er kein schützendes Dach, unter dem er bei diesem fürchterlichen Wetter Untertunft finden könnte. Er muß vorwärts, immer vorwärts, und versuchen, einen alten Bretterschuppen zu erreichen, der ihm und seinem Pferde wenn auch nur einen schwachen Schutz gegen die Unbilden des Schne- sturmes bieten würde.

Er betritt den Schuppen und blickt sich um. Drinnen findet er glücklicher- weise Brennholz und Reisig. Er holt seine Streichhölzer heraus und zündet ein Feuer an. Dann führt er das Pferd hinein und stellt es in einen Winkel, breitet die Schlittende unter sich aus, deckt den Pelz über sich und beschleicht, so lange zu ruhen, bis der Sturm ausgeht.

Aber während er ruht und liegt und dem Unwetter draußen lauscht, glaubt er schon halb im Schlaf plötzlich Schel- lengelächte draußen auf dem Wege zu hören. Er ertt hinaus und ruft.

Da hört er eine Stimme, ein weiche, weibliche Stimme, die ihn in gewaltige Erregung versetzt. Er stürzt dem sich nähernden Schlitzen entgegen, und in wenigen Schritten steht er an ihrer Seite.

„Aber mein Gott, was willst Du bei diesem Wetter im Walde?“ fragte er atemlos.

„Verzeih, aber ich fürchte, daß Dir etwas zustoßen,“ antwortete sie.

Ihre Augen leuchten und glänzen, und in ihrem Schein liest er ihre Ge- danken und Empfindungen. pOhne ein Wort zu sagen, nimmt er sie auf seine starken Arme und trägt sie in die Hütte, während der sie begleitende Knecht das Pferd absichert. Und dort drinnen vor dem Feuer setzt er sie auf seinen Schoß und küßt sie, während sie ihren pelzbedeckten Arm um seinen Hals schlingt.

Dann berichtet sie über das, was sich zugetragen hat.

Als das Unwetter hereinbrach und er noch immer nicht heimkehrte, war sie seine wegen ängstlich geworden, und je- mehr die Zeit verfloß, desto größer wurde ihr Angst. Sie hat die Knechte, sich auf die Suche zu begeben. Diese hatten sich aber bei dem Schneesturm nicht hinausgewagt. Da hatte sie schnell den Entschluß gefaßt, selbst zu fahren und ihn zu suchen.

Dies berichtete sie halb scherzend, halb dem Weinen nahe, und er küßte sie aufs Neue, seine Gedanken weiteten aber nicht mehr bei der anderen, son- dern sie waren ganz bei ihr. Und wäh- rend der Schneesturm dort draußen rast und das Dunkel über dem Walde liegt, blickt er in ihr Inneres und be- greift, daß sie unter ihrer scheinbaren Gleichgültigkeit ein fühlendes, hinge- gebenes Herz birgt, und daß dieses Herz ganz und allein ihm gehört.

Zwei Welten.

Berliner Stütze von Steffi Rosen.

Noch ein schwerer, ängstlicher Blick flog über den Bahnhof. Gott sei Dank, es hatte sie kein Mensch, kein Bekannter gesehen. Sie hatte ihn sehr gebeten, sich erst am „Zoologischen Garten“ auf dem Perron zu treffen. Dort war sie wenigstens sicher, daß keiner von Papa's Freunden Dienst tat.

Papa ließ in der Beziehung nicht mit sich spaßen, ebenso pflichttreu, wie er als Beamter war, ebenso streng war er als Vater. Und doch gut da- bei, als wollte er die Kinder nie mer- ten lassen, daß sie arme mutterlose Wesen seien.

Gewiß, sie vergaß ihm seine zärt- liche Fürsorge, sie brauchte sich gar keine Mühe zu geben, eine gute Toch- ter zu sein, es machte sich ganz von selbst, — dieses kleine Vergnügen aber wollte sie sich trotz dem gönnen, sie war nun schon zweiundzwanzig Jahre alt, und hatte noch niemals Gelegen- heit gehabt, einen Mann kennen zu lernen, warum sollte sie sich ängstlich verbergen, wenn der Lenz sich auch ihr einmal nahen wollte?

Oft freilich zweifelte sie daran, daß Paul von Connig ernste Absichten hatte, einen zu große Klust trennte sie von ihm, von seinen Ansichten und Lebensansprüchen, eine Klust, die durch seinen Reichtum noch tiefer wurde, — aber schließlich vergab sie sich ja nichts, — in letzter Zeit sprachen auch ihre Freundinnen von den Rechten des Weibes, von der Pflicht, sich auszuleben, seiner Individualität gerecht zu werden, sie that also wirk- lich nichts Schlimmes, wenn sie in seiner Begleitung eine Spazierfahrt machte.

Und dann — vielleicht führte die Freundschaft zu einer späteren Hei- rat, solche Fälle kamen oft, sehr oft vor. Sie war doch hübsch, es haben sich so viele Menschen nach ihr um, wenn sie lezengerade, mit leichten, federnden Schritten, wie ein Rasse- pferd, über die Straße ging, und ge- lernt hatte sie weit mehr, als es Mäd-

chen ihres Standes sonst thun. Be- schlagen in Geographie, in Geschichte, sie fühlte ein lebhaftes, leidenschaft- liches Interesse für die Kunst, für die Bildwerke der Alten, die Prachtbau- ten des Mittelalters, und verstand die Schönheiten des modernen Stils, sie konnte sehr gut mit ihm Schritt hal- ten — in jeder Beziehung, es wäre doch gar nicht so zum Erkaunen, wenn er sie heimführte.

Susanne lächelte in Gedanken und ein helles Roth flog über das kluge, runde Gesicht. Ach, wäre das schön! Papa müßte sofort seinen anstrengen- den, verantwortungsvollen Bahndienst aufgeben, Kottchen, die kleine Schwe- stert, müßte wie ein Prinzgeßel ge- halten werden, und sie selbst würde ihm dankbar alles durch eine rührende Liebe vergelten.

Da fuhr der Zug in die Station ein. Schon „Zoologischer Garten!“ In ihren Träumen hätte sie beinahe das Ziel verfehlt. Susanne neigte sich aus dem Coupéfenster. Er stand schon wartend, winkte ihr mit der Hand, sitzen zu bleiben, und stieg zu ihr ein.

Susanne betrachtete ihn mit einem verliebten Entzücken. „Wie hübsch er ist!“ dachte sie, alles paßte so gut zu ihm, der braune Herbstanzug sah wie angegossen, der Mantel sah so elegant aus zu der übergroßen, schlanken Ge- stalt. Nur die Augen blickten kalt aus dem etwas gebräunten Gesicht und aus dem Mund mit dem blonden, gepflegten Schnurrbart lag ein her- rischer Zug.

Erndentlich schäbig kam sie sich neben ihm vor, in dem billigen Kos- tüm vom vorigen Jahr.

Aber er schien das gar nicht zu sehen. Mit großer Freude streckte er ihre beide Hände entgegen: „Fräulein Susanna, liebes kleines Fräulein Susi, das ist reizend von Ihnen, ich dachte schon, Sie würden mich ver- lassen, seit einer Viertelstunde warte ich bereits.“

Sie zuckte ein wenig verlegt die Achseln: — glaubte er, daß sie so schlecht ihr Wort halte?

„Wir fahren nach Potsdam, nicht wahr? — es soll ein vergnügter Tag werden.“

An den Stationen vorbei fuhr der Zug, ließ Berlin mit seinen Riesen- häusern hinter sich, und trug sie hinaus in den kleinen Ort, mit den historischen Stätten, den Erinnerun- gen an frühere Zeiten.

Stumm wanderten sie nebeneinan- der her. Ueber ihnen ein wolkenlos tiefblauer Herbsthimmel, milde Son- nenstrahlen fielen in das tiefrotte Laub, tanzen auf gelben, grüngerän- derten Blättern, die leise der Wind bewegte. Unter ihren Füßen raschel- ten die verflorbenen, braunen Herbst- blätter, von den Vorgärten der Willen leuchteten Herbstblumen zu ihnen herüber, Altwiebersommer verdingt sich in ihrem Hut und legte sich dann auf seine Schulter, daß es wie ein zartes, silberfarbnes Band aussah.

Sie freute sich darüber und gab dem kleinen Zufall eine abergläubische Vorbedeutung.

Ein Trupp Arbeiter kam vorbei, machte einige Bemerkungen über sie und ging weiter.

„Vand!“ tirschte Paul leise durch die Zähne.

Susanne hob die braunen Augen mit fragendem Blick zu ihm auf.

„Meinen Sie, daß die es böse mei- nen?“ fragte sie.

„Das ist mir gleichgültig.“ Er zog finster die Stirn zusammen. „Niemand können die ihren Mund halten, wenn sie Leute sehen, die nicht zu ihnen gehören. Respekt sollen sie haben, den Hut ziehen, das ist ihre Sache.“

Wie ein toller Reif legte es sich um das Herz des jungen Mädchens. Eigentlich gehörte sie doch auch zu jenen — hätte sie einen Bruder, viel- leicht wäre er auch irgendwo Arbeiter in einer Fabrik.

„Sie machen doch nur Scherz,“ kam es zur Entschuldigung noch einmal von den Lippen, die leise zu zittern begannen. „Man kann doch nicht von ihnen verlangen . . .“

Etwas Fremdes, Eifriges brach darauf in ihr, sie schauerte zusam- men. Ihr Gesicht verfinsterte sich, und sie fand nur noch einsilbige An- worten auf seine Worte.

„Wollen wir nicht irgendwo ein- treten, Fräulein Susi?“ bat er nun. „Es wird doch spät, ehe wir nach Hause kommen. Sie müssen doch auch Hunger bekommen?“

Jetzt schaute er sie wieder so lieb an, seine Stimme klang einschmei- gelnd, hatte sie vielleicht zu streng ge- urteilt, war er am Ende doch ein guter Mensch mit einem warmen, fühlenden Herzen?

„Ich muß nach Hause“, bat sie. „Papa kommt um acht Uhr, er darf nicht merken, daß ich länger fort ge- wesen bin.“

Der junge Fabrikherr schüttelte be- dauernd den Kopf. „Oh — ah — ist der Herr Vater denn so streng ge- gen sein schönes Töchterchen? — Dann wollen wir uns aber beeilen, daß wir den nächsten Zug noch erreichen, ich möchte dann den Abend im Klub ver- bringen. Im Grunde hätte ich ja sehr gern Ihre Gesellschaft gehabt, kleines Fräulein Susi, vielleicht ein andern Mal!“

Ganz ilig gingen sie den dunklen Weg, der zur Station führte, und traten in die Halle ein. Der Zug stand abfahrtbereit.

„Führt dieser nach Berlin?“ fragte Paul, und seine Stimme klang, als wollte er ein ganzes Personal zur Ordnung rufen.

Der Beamte sah ihn erstaunt an, und zögerte mit der Antwort.

„Ja wohl,“ sagte er dann, etwas übertrieben langsam.

Im selben Augenblick ertönte das Signal zur Abfahrt, Paul riß die Thüre auf und verlor sich auf das Treppentritt zu schwingen. Der Thir- schliester warf sich dazwischen, von den Lippen des Stationsvorstehers ertönte es laut und energisch: „Zurück- bleiben!“

Immer rascher, immer schneller ent- fernten sich die rothen Laternen, und waren bald nicht mehr sichtbar.

Für wenige Augenblicke blieb alles still, verdußt saßen die beiden jungen Menschen sich in die Augen.

Dann trat Paul vor den Thir- schliester, und seine Stimme bebte vor verbaltener Wuth: „Können Sie denn nicht Ihren Mund aufmachen, wenn man Sie fragt, was fällt Ihnen denn eigentlich ein?“

„Ich habe zur Zeit geantwortet,“ entgegnete der Beamte zur Entschul- digung.

„Herr von Connig,“ bat Susanne, nur für ihn verständlich, „bitte, seien Sie doch nicht böse. Die Leute sind doch auch nur Menschen, es hat ihn verlegt, daß Sie so barsch fragten, dann war es allerdings zu spät.“

Doch er hörte nicht auf sie. „Nen- nen Sie mir Ihren Namen,“ befahl er.

„Habe ich nicht nötig,“ antwortete der Thirschliester.

Der Stationsvorsteher trat hinzu, und verfuhrte, den Streit zu schlichten.

Susanne zitterte am ganzen Kör- per, als die harten Worte ihres Be- gleiters herniederfielen, sie wagte nicht mehr, ein Wort zu sprechen und konnte auch nicht. Sie sah ihren Vater hier stehen, müde, ärgerlich, und Paul von Connig herrschte ihn an, wegen eines geringen Vergehens.

Die Thüren krönten hernieder, als sie ihm in den Raum folgte, wo das Beschrübenduch lag.

Und mit wachsendem Entsetzen be- obachtete sie sein Gesicht, das immer härter wurde, seine Augen, die immer fällter und zorniger blickten. Dann beruhigte sich sein Antlitz und sah aus, wie aus Stein gehauen, während er mit schneller, gewandter Hand schrieb und schrieb, vielleicht einen Menschen broßlos machte.

„Herr von Connig,“ sie raffte sich noch einmal zusammen. „Lassen Sie doch die Beschwerde. Sie haben ja nun den Leuten Ihre Meinung ge- sagt, der Mann wird sich das nächste Mal sicherlich zusammennehmen, solch eine Beschwerde ist für die betreffen- den immer besonders unangenehm und kann sie ihre Stellung kosten.“

Das Mitgefühl mit dem Manne machte ihre Augen brennend, ihre Stim- me bat flehend und weid.

„Nein,“ entgegnete er barsch. „Der soll einen ordentlichen Denktettel be- kommen, wäre er mein Angestellter, würde ich ihn auch entlassen.“

„Adieu, Herr von Connig, ich möchte allein nach Hause gehen.“ „Adieu, kleines Fräulein Susi.“ Und dann fragte er zögernd, als fühlte er, was sie soeben erlebt: „Wann sehen wir uns wieder?“ Das junge Mädchen zuckte die Achseln, Thranen stiegen in die Augen, das Licht der Lampen brach sich darin, daß sie nichts sehen konnte. „Ich weiß noch nicht, wenn es geht, werde ich Ihnen schreiben.“ Sie wandte sich zum Gehen, er rief eine Droschke an: „Linden“ hörte sie noch. Dann führte ihn das Gefährt davon. Für immer — das wußte sie.

**Vom Molte-Steinmal.** Bei der Schluss-Steinlegung des Molte-Steinmals am Königsplatz in Berlin ist auf Anregung des Kaisers eine Urkunde eingefügt worden, die die Geschichte des Denkmalbaues wieder- giebt, sowie fünfzig vom Direktor des Kaiserpanoramas A. Fuhrmann ge- stiftete Glas-Stereoskope, die auf das Leben und die Befestigungsfeier- lichkeitendes großen Feldherrn Bezug haben. Sowohl Urkunde wie Stereo- skope waren vorher in eine Kupfer- kapsel gefügt worden. Als Schlussstein dient eine Granitplatte, die folgende Inschrift trägt:

Was dieser Marmorstein einbinde, Wohl seines Menschen Auge finde, Solange dieses Denkmal steht. Doch wenn es einst in Trümmer geht, Lobpreise in letzter Stund!

Der Felsen hier aus unser'm Mund: „Wie immer sich wenden des Schid- sas Wege, Molte war und bleibt der größte Stratage.“

Gott gebe in seinem gnädigen Willen Uns Deutschen stets solche Selbenge- stalten.

Graf v. Schlieffen, Gz., Chef des Generalstabes.

Bildhauer J. Uphues. Architekt O. Schmalz.

Altienegraphie für Marmor-In- dustrie Kiefer.“

**Stenographie zur Zeit Christi.** Als das älteste literarische Denk- mal, das von dem ersten Auftreten griechischer Stenographie Zeugnis ablegt, galt bisher ein im vorigen Jahre von Grenfell und Hunt publi- zierter Papyrus, der einen Lehrvor- trag eines ägyptischen Vornehmen mit einem Kurzschrißlehrer darstellte. Der Papyrus stammte aus dem Jahre 155 n. Chr. Nunmehr macht im 10. Hefte des „Archivs für Stenographie“ (Ver- lag G. Reimer in Berlin) der als Pa- pyrusforscher bekannte Gelehrte Dr. Friedrich Preisigke in Straßburg (Elsaß) auf ein literarisches Denkmal aus weit früherer Zeit aufmerksam, das über das Bestehen einer griechi- schen Stenographie berichtet. In Dr. Preisigkes, jener bekannten reichen Fundstätte an Pappiri in Ägypten, ist ein Brief aufgefunden worden, den ein gewisser Dyonysios an seine Schwester Dithme richtet, er ist mit dem Datum des 15. November 27 n. Chr. ver- sehen. In dem Schreiben beklagt sich Dyonysios, daß ihm seine Schwester weder einen Brief in gewöhnlicher noch in stenographischer Schrift zu- gehen lasse. Nicht unmöglich ist es, daß in dem Ausbrud „in stenographi- scher Schrift“ ein mit Spott behafteter Humor verborgen ist, und daß die Schwester sich gar nicht auf das Ste- nographiren verstand; ist das richtig, so deutet der Scherz immerhin auf eine starke Verbreitung der Stenogra- phie in Ägypten in den ersten Jahr- zehnten unserer Zeitrechnung, denn auch der Scherz hat zur Voraussetz- ung, daß die Schwester von der Kunst des Stenographirens gehört hat.

**Die Vogelschießmuff.** Als Vizzi's „Seilige Elisabeth“ in einer thüringischen Stadt einstudirt wurde, leitete der Komponist selbst die Proben. Das Orchester war aus den Stadtmusikern zusammengestellt und durchaus nicht nach dem Ge- schmacke Vizzi's. Nach einigen Takten klopfte er ab und sagte: „Meine Herren, so geht das nicht. Das ist ja die reinste Vogelschießmuff!“ Da sprang der Kapellmeister zornig auf und rief: „Herr Doktor, wir können nichts dafür; wir haben sie nicht ge- macht!“

**Sprüche der Lebensweisheit.** Nichts schenkt sich leichter her als Titel, Orden und Cigarren.

Das Gewissen ist der einzige Spie- gel, der weder betrügt, noch schmei- gelt.

Wen das Geld verdirbt, den ver- dirbt auch der Leberfluch.

Es kann einem nichts Schlimmeres passiren, als von einem Salunten ge- lobt zu werden.

Ich mag die nicht, deren Leben mit ihren Werken nicht im Einklang ste- hen.

Der Nüchling erkämpft seinen Platz, der Mann behauptet ihn, der Greis wird auf ihm gebuldet.